



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Düsel, Friedrich: Der junge Hamerling

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

gleichstellt. Nicht gegen die Zwischenmeister gilt es zu kämpfen, sondern gegen einzelne, zum Teil als arger Schlendrian sich darstellende Mißstände, die durch hervorragende Ausbeuterbegabung und Ausbeutergewohnheit der Unternehmer geschaffen, erhalten und ausgenutzt worden sind. Die Hauptschuld ist dem Übergewicht des rücksichtslosen altjüdischen Schachergeistes beizumessen, das von Anfang an gerade auf der Konfektionsindustrie lastete. Herr Timm hätte sich von seinem Genossen Singer, der die glänzendsten Zeiten der Berliner Damenmäntelkonfektion als Unternehmer erlebt und, soviel wir wissen, auch damals schon die Ausbeutung der Arbeiterschaft persönlich entschieden verurteilt hat, über diesen höchsten Grad kaufmännischer Tüchtigkeit sicher die beste Belehrung verschaffen zu können. Solange man nicht dieses Haupt- und Grundübel erkennt und anerkennt, ist keine Besserung zu hoffen, und nur unter dieser Voraussetzung lohnt es sich, Vorschläge zu gesetzgeberischen Maßregeln zu machen.



## Der junge Hamerling

Von Friedrich Düssel



nicht alle geistigen Persönlichkeiten haben ihren Biographen in gleichem Maße nötig. Schiller weniger als Goethe; Leibniz mehr als Kant. Je voller und unmittelbarer dem Genie seine Werke aus den Erlebnissen sprießen, desto notwendiger und reicher wird die Aufgabe seiner Lebensbeschreibung. Wer könnte den Dichter der Straßburger und Weimarer Liebeslieder recht verstehen und würdigen ohne Kenntnis seines Verhältnisses zu Friederike Brion und zu Frau von Stein? wer die universalwissenschaftlichen Schriften des welfischen Historiographen und Diplomaten, ohne etwas von seinen Berufsschicksalen und hohen Sendungen zu wissen? Bei Kant und Schiller dagegen: wieviel gleichgiltiger ist für deren Werke ihre äußere Lebenserfahrung. Bei Kant, der selten seine Vaterstadt, nicht ein einziges mal seine heimatliche Provinz verlassen hat, bei Schiller, der Lottes Bräutigam war und in der Zeit nie ein Liebesgedicht verfaßt hat!

Zu diesen absolut verständlichen Geistern gehört auch Robert Hamerling. Daß sein „Alhasver“ und seine „Aspasia“, sein „König von Sion“ und sein „Homunculus“ des biographischen Kommentars entbehren können,

will nichts sagen, denn es sind Epen; aber auch für sein „Sinnen und Minnen,“ das seine Liebesgedichte umschließt, vermögen uns seine profaischen Selbstbekenntnisse „Lehrjahre der Liebe“ und „Stationen meiner Lebenspilgerschaft“ herzlich wenig zu sagen. Nie, solange Dichter ihre Liebespoesien gesammelt und herausgegeben haben, hat eins dieser Bücher den an und für sich so berechtigten und deutlichen Untertitel „Ein Jugendleben in Liedern“ mit größerem Unrecht getragen als Hamerlings erotische Gedankenlyrik.

Deshalb kurzer Hand alle und jede biographische Forschung über Hamerling abzulehnen, wäre natürlich Thorheit. Wer wie er vielen tausenden reiche Stunden poetischer Erhebung geschenkt hat, verdient es wohl, ihnen auch als Mensch in seinem alltäglichen Thun und Treiben vertraut zu werden. Aber wenn sich sein neuester Lebensbeschreiber nun gleich so schwer und umständlich befrachtet hat, daß er für seine Ladung nicht weniger als drei starke Bände beanspruchen zu müssen meint, so beschleicht uns doch jenes unbehagliche Gefühl des überschrittenen Maßes, das wir empfinden, wenn einem kindlichen Apfelgesicht ein Kalabreser über die Ohren gestülpt oder für eine Meißner Porzellanfigur als Sockel ein Münchner Obelisk gebaut würde. Doch warten wir es ab. Vorläufig liegt uns von der neuesten Biographie Hamerlings nur der erste Band vor, der des Dichters Jugend behandelt. \*)

Was bisher an selbständigen biographischen Schriften über Hamerling erschienen ist, konnte nicht befriedigen. Die Arbeiten von Aurelius Polzer und Karl Erasmus Kleinert, die gleich nach Hamerlings Tode (13. Juli 1889) herauskamen, sind nicht mehr als einseitig und fanatisch verhimmelnde Nekrologe und eilige Zitatensammlungen aus seinen eignen Werken. Ein aus dem Vollen schöpfer, methodisch geschulter, wissenschaftlich gerüsteter und möglichst ruhig und sachlich urteilender Biograph mußte also willkommen sein. Ob das aber Rabenlechner ist? Die nur allzu redselige Empfehlungskarte, die uns das „Vorwort“ seines Werkes einigermaßen aufdringlich entgegenhält, spricht nicht dafür. Brauchte er uns wirklich, um Stimmung für sein Unternehmen zu machen, den ganzen unerquicklichen Denkmalsstreit von 1889 vorzuführen? Und dann: konnte er wenigstens nicht ein selbständiges und dann hoffentlich unparteiischeres Urteil über diese Kontroverse finden, anstatt sich einfach wieder auf Karl v. Thalers journalistisch gestachelten und gepfefferten Gaul zu setzen? Dessen Hufschläge gegen Erich Schmidt, der nun einmal nichts von Hamerling wissen mag, sind doch gar zu plump und grob! Der Herausgeber des „Urfaut“ soll kein „für Poesie empfängliches Herz“ haben, der Biograph Lessings Ruf und Erfolge der akademischen Vererbungsgewohnheit verdanken! Und warum? Weil

\*) Hamerling. Sein Leben und seine Werke. Mit Benutzung ungedruckten Materials. Von Dr. Michael Maria Rabenlechner. Erster Band: Hamerlings Jugend. Mit Titelbild und Faksimile. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei Aktiengesellschaft (vormals J. F. Richter), 1896. XIV und 432 Seiten.

er einmal ehrlich genug gewesen ist, dem Ausruf für ein Denkmal Hamerlings seine Unterschrift vorzuenthalten, da sie doch nur aus der Feder, nicht aus dem Herzen hätte kommen können, und weil er dann weiter einmal höflich genug gewesen ist, der künstlich erzürnten Öffentlichkeit auch seine ästhetischen Gründe für jene Zurückhaltung vorzulegen. Wenn er diese Absage etwas selbstbewußt und teck mit dem lutherhaft schroffen Ausruf: „Ich mag ihn nicht, das ist mein Katechismus“ zu schließen beliebte, so heißt es doch die intoleranteste Pönitentz üben, ihn deshalb ein für allemal in die Klause der Bananen und Ignoranten zu sperren. Vollends lächerlich aber, wenn nicht gar gemein, will es uns scheinen, wenn Herr Rabenlechner selbst zuguterletzt Erich Schmidts Abneigung gegen Hamerling auf eine leise persönliche „Invektive“ zurückführt, die sich der Grazer Dichter einmal gegen Erichs Vater Oskar Schmidt wegen einer allerdings echt Schmidtischen Geradheit und Unverfrorenheit herausgenommen hat. Solche Animositätenriecherei ist keine Empfehlung für einen Biographen, der für sich selbst das gute Zutrauen der Objektivität in Anspruch nimmt. Freilich: von Erich Schmidt möchten wir am allerwenigsten eine Biographie Hamerlings, denn ihm fehlt nach eigenem Geständnis „Herz und Glaube“ zu ihm, und die muß notwendig haben, wer eine Persönlichkeit innerlich lebendig machen möchte — aber, vergessen wir nicht! fast ebenso unerquicklich wie hundenasenfalte Verschmupftheit ist jene kosende, hätschelnde Ciapopeia-Biographielei, die, kaum daß ihr Gott zur Welt gekommen, ihn gleich gar nicht anders als „unser lieber Robert“ oder „unser junges Genie“ benennt. Rabenlechner hält zwischen beiden Extremen eine leidlich würdige Mitte. Er ist begeistert, aber nicht gerade ekstatisch entzückt; er wirtschaftet gern mit tief sinnigen Gedankenstrichen, läßt aber die pathetischen Ausrufezeichen zum Glück im Setzerkasten. Wenn er nur auch etwas kritischer und wählerischer wäre in dem, was er der Mitteilung und Überlieferung für wert hält! Und etwas weniger „gründlich“ vor allem! Ich glaube zwar auch wie Goethe, daß, wer sein Leben lang von hohen, ernsten Eichen umgeben wäre, ein anderer Mensch werden müßte, als wer sich täglich unter lustigen Birken erginge, aber wozu eine ausführliche geologische Beschreibung der „krystallinischen Erdscholle“ nützen soll, auf der Hamerling geboren wurde, will mir trotz all des Granits, des stark verwitterten Gneises, des Amphibols, Granulits, Serpentin, Syenit- und Graphitschiefers nicht in den Kopf. Solch ein bodenwüchsiges Genie ist Hamerling gewiß nicht, daß man bis zu den „tertiären Schichten der Mediterraanstufe“ hinabzusteigen brauchte, um ihn recht zu verstehen. Auch in der Beschreibung der Schul- und Knabenjahre seines Helden beobachtet der Biograph eine so umständliche, wichtigthuerische Ausführlichkeit, daß daneben Dahms verliebte Selbstbespielung beinahe Bescheidenheit heißen könnte. Von jedem Lehrer, der Hamerling einmal am Ohr gezupft, von jedem Spielkameraden, mit dem er einmal in dieselbe Fibel geguckt hat, ist womöglich

erst der besondre Stammbaum aufgestellt, und wenn der Zehnjährige dem Stifte Zwettl anvertraut wird, müssen wir zunächst eine Geschichte des ganzen Cisterzienserordens schlucken. Was sollen uns alle die endlosen Zensuren, die der überall „eminent“ fleißige Robert im langen Stufengang der Klassen einheimst, was all die Notizensammlungen, die sich sein Leseeifer anlegt, was all die langen Konfessionen, die so sehr befangen und so wenig originell sind! Und doch liegt der Hauptwert des Rabenlechner'schen Buches in den Tagebuchaufzeichnungen und sonstigen Selbstbekenntnissen Hamerlings, die er uns zum erstenmale erschließt.

Denn unnaiv und zur mikroskopischen Selbstschau geneigt war auch der junge Hamerling schon, ein durch und durch subjektiver und reflexiver Charakter, der fast nur in und aus sich selbst wuchs und deshalb zu irgend einer fremden Individualität kaum je ein lebendiges Verhältnis fand.

Auch zu seinen Eltern nicht. Selten braucht über elterlichen Einfluß oder über das gerade bei Dichtern sonst so schwierige Kapitel Sohn und Vater weniger gesagt zu werden als bei Hamerling. Er war ein guter Sohn, voll Pietät und Dankbarkeit, der sich Zeit seines Lebens, auch als er schon von der Gunst der großen Welt umschmeichelt war, als Kind seiner einfachen Verhältnisse fühlte. Demütig und ohne Murren kauerte er sich in Wien, als er ins Schottengymnasium kam, mit seiner Mutter in ein kleines Stübchen und half durch mühseligen Privatunterricht mit an der Unterhaltung des kärglichen Hausstandes. Sonst war er eher ein Vater- als ein Mutterkind. Die ihn zur Welt gebracht, hätte ihm aus ihrer starken, kantigen Natur höchstens den scharfen Verstand mitgeben können; Milde und Herzensempfänglichkeit hatte er aber vom Vater, der sich beides auch noch zu bewahren wußte, als er, durch ein widriges Geschick aus Hab und Haus vertrieben, auf Erwerb in die rauhe Fremde ziehen mußte. Das war in den ersten Lebensjahren seines Sohnes; mit der Zeit hören wir wenig oder gar nichts von ihm, das für die Entwicklung Roberts erwähnenswerte Bedeutung hätte. Wenn der Sohn aus der Ferne — nie ohne eine gewisse Sehnsucht — nach Hause schreibt, so vermischen wir in seinen Briefen den Zug des warmen Gemüts, das kindliche Vertrauen in Kleinigkeiten, die offenherzige Plauderhaftigkeit, die zusammen erst die rechte Kindheit ausmachen, die aber wohl immer fehlen, wenn sich vor der Zeit fremde Mächte an Elternstelle setzen und mit ihrer Rationalität die unerseßliche Gemeinschaft jener winzigen Alltagsorgen und -freuden zerreißen, die erst Herz zu Herz und Mund zu Munde zwingen. So kommt es denn, daß der Junge den geistig Enterbten daheim immer nur von seinen Schulerfolgen zu berichten weiß, am Namensfeste des Vaters keinen wahren und innigern Glückwunschausdruck zu finden vermag, als daß er allzeit auf seines Erzeugers wahres Heil bedacht sei und deshalb anstatt vergänglicher Güter am Ziele des Lebens die Krone der Tugend für ihn erflehe. Schüchtern und

verschämt nur wagt sich einmal die irdische Bitte um ein Paar Hosen ans Licht, „und wenn es sein könnte, auch eine Weste.“ Und Stiefel, Wams und Hut! möchte man hinterdrein rufen, dem allzu zagen Bittsteller Mut und Sprachwasser zu machen, wenn einen nur nicht gleich darauf die herzige Bescheidenheit dieser demütigen Kindesseele doch rührte. „Ich glaube, es wird vom Vater doch etwas abgetragenes übrig sein, fährt der Studiosus fort, und baue auf Ihre Güte, daß Sie mir meine Bitte nicht abschlagen werden.“

Seine Märchen und heroischen Abenteuer erlebte der Knabe draußen unter den Hirtenknaben auf den Feldern, denen er, früh zum Pathetischen geneigt, seine Predigten hielt, mit denen er aber auch die gebratenen Kartoffeln teilte. Doch wenn die Wirklichkeit gar zu realistisch werden wollte, zog er sich schnell mädchenhaft empfindsam in sein ideal gestimmtes Innere zurück: Kälber und Schweine abschlachten zu sehen war seine Sache nicht, und eher lief er mit dem leeren Krüge wieder heim, als daß er sich auch in den Bannkreis des Metzgers gewagt hätte, wenn der sein blutiges Messer schwang. Gern schweifete er einsam träumend durch Berg und Thal und hing in mystischer Verzückung wie Jakob Böhme den knabenhaft verworrenen Ahnungen seiner Zukunft nach.

Schon in seinem zehnten Jahre wurde Hamerling der häuslichen Erziehung entzogen und der Obhut der Geistlichkeit anvertraut. So blieb es bis in die Jünglingsjahre. Aber von tief eingreifenden Einflüssen hat man auch hier nicht zu berichten. Was den Knaben vorwärts bringt, das vollzieht sich in seinem Innern; von außen kommt ihm nicht viel mehr als scholastischer Unterricht und klerikale Vorstellungsformen. Fleiß und Begabung verschafften ihm von vornherein die besten Zensuren; nur die Arithmetik war nicht seine Freundin. Er war dabei nichts weniger als das, was man einen frischen, offenen Jungen nennt. Im Gegenteil: seinen Lehrern kam er eher wie ein unaufgeschnittenes Buch vor, dessen Gehalt man wohl ahnen, in dem man aber nicht lesen kann. Wurde er gefragt, so antwortete er schüchtern und beklommen, nur selten sah man ihn lachen, und das Schneeballwerfen, sonst das Entzücken aller rotwangigen Jugend, war ihm in der Seele verhaßt. Selbst seinem Großoheim P. Ambros Haslinger, einem herzensfrohen, heitern, gemüthlichen Manne, den die ganze Welt Freund nannte, stand er mit hängenden Armen steif und stumm gegenüber; aber der ernste Asket P. Hugo Traumhler, der dem Knaben religiös schwärmerische Nahrung bot, wußte dem Schüchternen Sinn und Sprache zu lösen. Am liebsten und offensten erschloß sich Hamerling auch hier in der Stille sich selber. Dann rief er in frommen Selbstbetrachtungen als einzigen Freund und Führer seiner Zukunft die heilige Tugend, „die herrlichste Bier gottähnlicher Geschöpfe,“ an und tröstete sich über die Entbehrungen seines ungeselligen Gemüts mit der Krone jenseitiger Vergeltung.

Mit vierzehn Jahren verließ Hamerling das Cisterzienserkloster Zwettl. Sein heißester Wunsch war, Priester zu werden, und da er aus dem Munde und

den Schweinslederhänden des frommen P. Hugo so viel des Großartigen und Erhabnen von den Jesuiten erfahren hatte, so klang ihm der Titel „Ordensgeneral der Gesellschaft Jesu“ als das verlockendste aller Zauberworte. So kam er ins Schottengymnasium zu Wien, eine Stiftung der Benediktiner. Dort gab's Religion, Latein, Geographie, Geschichte, Mathematik und Griechisch zu lernen, nur kein Deutsch. Vielleicht weil man hierbei am wenigsten hätte auswendig lernen können; denn bei den Benediktinern war das Büffelsystem Trumpf. Robert schickte sich auch da hinein. Hat er einmal nicht präparirt, so beichtet er im Tagebuche seine Schuld, und die Semestrallehrenprüfungen beschreibt er mit dem Andachtspathos des künftigen Epikers. Selbst den gestrengen Patres ist der Herr Studiosus zu musterhaft: es sei kein rechtes Leben in ihm, klagt sein Lehrer dem nachfragenden Vater. Aber mit innerster Seele steht er zum Pfaffen- und Kirchentum. Wenn Kozebue, den er sonst schwärmerisch verehrt, in seiner „Zaide“ alle menschlichen Schandgeburten den Pfaffen in die Schuhe schiebt, schilt er ihn einen Narren und fordert zornentflammt den Beweis. Die frivole Verdächtigung vollends, daß ein Priester auch einmal gegen seine Überzeugung predigen könne, und der gottlose Ausspruch, Gebet und Hoffnung seien Früchte eines frommen „Wahns,“ empört ihn zu entrüsteten Ausrufezeichen. Auch der Katholik in ihm ist noch völlig unversehrt. „Heutzutage, schreibt er Ende 1845 in sein geliebtes Tagebuch, getraut sich doch kein Protestant mehr, laut von den unabsehbaren Segnungen der Reformation zu deklamiren; überhaupt ist das Kirchenlicht, das Luther dem Christentum aufgesetzt hat, schon ziemlich herabgebrannt. Der Docht ist schon ellenlang; keine Lichtpuze liegt dabei. Die hat der Wittenberger Heros verzessen. So geht's mit menschlichem Gemächte; die Sonne aber braucht keine Lichtpuze.“

Die erste Jugendfreundschaft, die in den Wiener Tagen aufzukeimen beginnt, vermag zu keiner rechten Entfaltung zu kommen. Der Erkerne — Anton Bruckner hieß er — war wie Hamerling ein Sohn des niederösterreichischen Waldviertels, ein Kind armer Bauersleute. „Zwei poetisch gestimmte, poetisch veranlagte Knabenseelen, meinte Hamerling später, als er von höherer kritischer Warte aus sein Jugendleben überblickte, mußten sich rasch zusammenfinden. Entscheidend aber kam dabei ohne Zweifel jene scheinbar grundlose Sympathie ins Spiel, welche oft auch Menschen, die nichts gemeinsames haben, sich vielmehr so unähnlich als möglich sind, besonders in der Jugend für eine Reihe von Jahren aneinanderkettet.“ Ziemlich unklar ausgedrückt. Bezeichnend bei dieser Freundschaft erscheint für Hamerling nur, daß nirgends von jenem heißen, verzehrenden Liebes- und Kameradschaftsverlangen die Rede ist, das sonst vierzehnjährige Seelen gerade zu ihresgleichen zu übersallen pflegt. Der junge Dichter — denn das war er damals schon — sagt uns in seinem sonst so redseligen Tagebuche nicht, daß er für die drängenden, pochenden, lodernnden,

überkochenden Gefühle seiner Brust eine empfängliche, echobereite Seele begehre, die ihm sein eignes Empfinden mitjubelnd oder =klagend, mitweinend oder =lachend zurückgäbe. Aber es kommt wenigstens eine etwas fröhlichere, herzhaftere Lebenslust in den Verkehr mit diesem Freunde empor. Sie nannten sich die Herakliusbrüder und feierten das Fest ihrer Verbrüderung, wie einst der Göttinger Hain, bei Speise und Trank. Nur schade, daß sie beide über einen Maßkrug und zwei Rißel nicht hinauskamen. Etwas mehr von realer Sättigung hätte diesem Bunde nicht schaden können! Aber den enthaltamen Sünglingen war auch das genug. „Wir gaben uns die Hände, berichtet das Tagebuch, stammelten, vom Bier entflammt(!), enthusiastische Freundschaftsversicherungen, setzten uns und unterschrieben. Dann kehrten wir ins Gasthaus zurück, tranken die zweite Hälfte des Bieres, aßen noch drei Brezen und entfernten uns. Bruckner begleitete mich nach Hause. Wir waren entflammt und trennten uns in herrlicher Stimmung.“ Die Stiftungsurkunde aber verordnete, wenn einer von ihnen mit Tod abginge, ohne zuvor seinen Ruhm fest gegründet zu haben, so sei der Hinterbliebne verpflichtet, den litterarischen Nachlaß des verbliebenen Freundes samt einer Biographie mit seinen eignen Schriften ans Licht zu fördern und ihn würdig zu feiern. Zu diesen halb naiven, halb eiteln Apothosenahnungen stimmen trefflich die unklar auf- und abwogenden Stoßseufzer der Selbstkritik und des knabenhaften Ehrgeizes, die sich zu derselben Zeit an andern Stellen des Tagebuches aussprechen: „Setzt kann ich mich kaum enthalten, all mein Geschreibsel zum Fenster hinauszuworfen. Ich habe niemand, der mir in ästhetischer Hinsicht zum Führer dienen könnte, und wäre doch so gern bereit, Belehrung anzunehmen und zu benutzen! All mein Ringen nach Erkenntnissen scheint vergebens zu sein!“ Und gleich darauf: „Allerhand Gedanken gehabt über die Schwierigkeit, emporzukommen; über die Wandelbarkeit des Schriftstellerruhms. Gedacht: wenn du auch wirklich das Ideal, dem du nachstrebst, erreichst, wer weiß, ob nicht schon nach einigen tausend(!) Jahren man von dir sagt: Er war das Haupt der nunmehr glücklich verdrängten ersten Litteraturepoche, die man die griechisch-germanische nennt, und die, ausgehend von den Griechen, lange Jahrhunderte allenthalben herrschte, bis den Völkern durch unsern gefeierten A das wahre Licht durch Feststellung der ästhetischen Regeln aufgegangen ist.“

Das Leben des Tages, das doch auch damals schon in dem lustigen Wien üppig genug flutete, sagte dem jungen Dichter so gut wie gar nichts. Realistische Beobachtungsgabe hatte er nicht. Noch in den fünfziger Jahren glaubte er nur, daß der Dichter wie der Maler auch Studien nach der Natur zu seinem Frommen machen könnte, und während seiner Gymnasialzeit scheint er vollends mit geschlossenen Augen durch Ring, Prater und Sudengassen gegangen zu sein. Das Elegische und Idyllische war zu mächtig in ihm. „Mir wäre, schwärmt er einmal, ein geschmackvolles Landhaus in der Umgebung Wiens der



herrlichste, liebste Aufenthalt. In einem schönen Garten voll Grotten und Gebüschen müßte es stehen.“ Daneben ziehts ihn zum Lehrhaften: die Bühne soll seines Erachtens als ein Spiegel für das praktische Leben nur wahrhaft nachahmenswürdige Handlungen durch die Darstellung empfehlen, und der Zug zum Pathetischen, der ihn für den Heldenjüngling Körner in Flammen setzt, leiht ihm schon damals etwas von der priesterlichen Würde und Weihe, die sich stets ihres Dichterberufs bewußt ist und sich über alle Philister hoch erhaben fühlt.

Frühzeitig hatte Hamerlings geschäftige Phantasie mit der Liebe zu thun. Ich sage absichtlich Phantasie, nicht Herz; denn auch seinen frühesten Liebesregungen ist etwas seltsam Unnaives eigen, das blutwenig mit dem Gemüte, desto mehr mit überhitzter Einbildungskraft zu thun hat. Schon als er kaum die ersten Höschen trug, fing seine idealisirende Verhimmelung an, das Haar seiner Abfreundinnen Anastasia, Thekla und wie sie sonst noch heißen mögen, zu vergolden und unerfüllbare poetische Forderungen an sie zu stellen. Diesem pedantischen Zuge in seinem Liebesleben blieb er bis an sein Ende treu. Von dem herrlichen Geheimnis aller echten, großen Liebe, das da heißt: laß den andern sein eignes Leben leben, hüte dich wohl, seine stille, heimliche, nach eignen Gesetzen schaffende Entwicklung zu stören, bescheide dich und gieb es auf, ihn Zug für Zug nach deinem Bilde umzuschaffen — davon ist ihm Zeit Lebens gar nichts aufgegangen. Er mußte immer modeln, stutzen, bilden, erziehen, als wäre er der liebe Herrgott, der einst die Menschen nach seinem Ebenbilde schuf! Wußte er doch nicht, daß den Mann nur die völlig fremde, in sich ungestörte Individualität des Weibes beglückt, daß alles sofort schal und leer und tot wird, was nur noch ein Abklatsch ist von den Gebilden der eignen Brust! Auch zersetzte und zergrübelte er seine Gefühle viel zu sehr. Solch völliger Mangel an selbstverständlicher Natur konnte unmöglich ein starkes Weib fesseln. Er war eben ein richtiger Theorienmensch, der sich eher zehnmal „So sollte, so müßte es sein!“ zurief, als daß er sich ein einziges mal mit einem herzhaften „So ist es!“ zu begnügen gewußt hätte. Bezeichnend dafür ist, daß ihm seine erste nennenswerte Liebe mitten zwischen den Entzückungen religiöser Andacht kommt. War er so glücklich, das Mädchen zu sehen, so betete er in flammendem Doppelgeföhle der Freude und des Dankes gegen Gott immer einige Psalmen und Vaterunser, legte sich wohl auch einen Fasttag auf oder übte sonst ein frommes Werk. Den Inhalt ihrer Geldtasche haben auch andre glücklich Liebende im Überschwange ihres Herzens schon dem ersten besten Bettler hingegeben, denn Mildthätigkeit und Liebe wachsen auf einem Holz, und was ist dem Glück ein Zweiguldenstück! aber den Entschluß zu fassen, „seine Liebe Gott aufzuopfern, zu beten, zu fasten, zu beichten und zu kommuniziren, so lange, bis das Herz wieder stumm und leer und ruhig ist,“ dazu gehört ein so phantastischer Heiliger, wie es nur Hamerling war.

Anhaltender und heftiger wurde Hamerlings Liebe in Wien. Aber auch hier blieb er nur ein bloßer „Sehnsuchtschwärmer.“ Adelheid Köfferlein hieß die Angebetete; sie war dem armen, schüchternen Dichter entfernt verwandt, wenn auch viel vornehmer und weltgewandter als er. Ihr „sanftes, madonnenhaftes Antlitz“ soll es ihm, nach seinem eignen spätern Bekenntnis, zuerst angethan haben. Auch das ist wieder bezeichnend: es sagt uns von vornherein, daß auch hier alles Gefühl in der Vorstellung, nichts in frischer, greifbarer Sinnlichkeit liegt. Als treffliches Motto hat Rabenlechner über diesen Lebensabschnitt Hamerlings einen Vers von Leopold Schefer gesetzt: „Die Phantasie hat ihre eignen Leiden.“ Sowohl, die Phantasie; denn anstatt sich einmal herzhaft satt zu küssen, wie es ein braver Junge darf und soll, himmelt er sie aus idealer Ferne an, so zaghaft und bescheiden noch dazu, daß Adelheids Geschwister nicht einmal ahnten, daß die Geliebte des täglich ein- und ausgehenden Dichters mit ihnen unter einem Dach wohnte. Natürlich nennt er sie mit einem erdichteten, möglichst poetischen Namen: „Regiswinda,“ und obgleich er kaum je mit ihr gesprochen hat, baut er ihr doch — natürlich alles nur in Gedanken — ein „geschmackvolles Landhaus in der Umgebung Wiens“ mit einem — „Grabmal in Eichen- und Cypressenschatten, bestimmt, einst zwei Leichen zu bergen.“ Dort wollte er dann abends im Moose sitzen und mit Adelheid plaudern. „Himmel, wohin gerate ich! ruft er sich aber da zu, zurück in den Stall, an die Krippe, du mein ungestümes Beduinenroß Phantasie!“ Die Art, wie der Gruß erwidert wird, bedeutet ihm Schicksalswendungen und Katastrophen für sein Leben, aber auch im Traume wagt er sie kaum zu berühren. In sein Tagebuch schreibt er all seine phantastischen Grübeleien getreulich hinein, aber in einem so gelehrten Kauderwelsch, halb Deutsch und halb Latein, daß es einem schwer wird, auch nur an die Aufrichtigkeit seiner Phantasie zu glauben. Was er über sie dichtet, enthält von der besondern Situation so gut wie nichts erkennbares, bewegt sich in ganz allgemeinen Vorstellungen und Gedanken, sagt von der Liebe kein Wort und könnte sich ebenso gut auf den Schmerz einer schlechten Zensur beziehen wie auf Adelheid. „Wenn ich mich selbst ein wenig durchdenke, schreibt er um diese Zeit, so stellt sich heraus, daß ich ein Mensch sei(!), der durchaus in diese Welt nicht hineinpaßt.“ Und damit hatte er Recht; aber auch jeder rechten Liebe ist damit ihr Todesurteil gesprochen. Denn die Entzückung für Regiswinda war im Grunde doch nichts andres als eine platonische Liebe, die da aufhört, sobald man ihren Gegenstand näher kennen lernt, statt gerade durch die kleinen Schwächen und Fehler, die der irdischen Erscheinung der Geliebten ankleben, erst recht innig angezogen und gefesselt zu werden. Deshalb ist es auch völlig konsequent, wenn sich Hamerling in spätern Jahren in die Königin Christine von Schweden oder in eine württembergische Hofschauspielerin verliebte, die beide in idealer Ferne von ihm weilten, und die er beide nur im Bilde gesehen hatte!

Durchaus neu und wertvoll ist der Aufschluß, den uns Rabenlechners Buch über die Lektüre des jungen Hamerling giebt. Nach eigener Wahl und Neigung fing er erst als Schottengymnasiast an zu lesen. In Zwetzl waren Bücher unterhaltenden, belehrenden oder poetischen Inhalts streng verboten. Nur ein glücklicher Zufall oder die Huld eines verständigen Vaters erlaubte dem Befehungsrigen einmal einen Blick ins „Pfennigmagazin“ oder in Christoph von Schmid's Jugendschriften; sonst war alles geistlich, geistlich und wieder geistlich. Erst in Wien lernte der Vierzehnjährige die Klassiker des Altertums und der Neuzeit kennen: Homer führt mit seiner „Odyssee“ den Reigen an, was nicht ohne Bedeutung für Hamerlings künftige poetische Schöpfungen ist. Aber bald machte ihm — Kogebue den Rang streitig. Seine „Ausgewählten prosaischen Schriften“ wurden förmlich verschlungen; der Verfasser ist ein „großer Mann,“ und seine Werke sind alle „sehr gut.“ Nur dann und wann bäumt sich einmal der katholische Christ gegen die Irreligiosität auf. Auch bei Schiller wird Hamerling gleich warm: die „Räuber“ und den „Don Carlos“ liest er mit Entzücken, und der „Demetrius“ entringt ihm einen Ausruf der Bewunderung. Goethe ist ihm dagegen zunächst nur der „Heide“; über den „Faust“ sagt er nichts; aber die „Sphigenie“ erscheint ihm doch als „vollendetes Meisterstück.“ Das Sittliche und Würdevolle bewährt auch bei der Lektüre seine alte Anziehungskraft: gehören doch für Hamerling noch 1846 Lustspiel und Possé gar nicht in das Gebiet der Ästhetik. An Raupachs „Müller“ rühmt er vor allem den Zug, daß Maria auch den unschuldigen Mörder ihres schurkischen Vaters nicht mehr lieben will; Zedlitzens „Totenkränze“ scheinen ihm hoher Beachtung wert, und Lessings „Philotas“ bezaubert ihn durch seine „heroische, imponirende Sprache und erhabne Darstellungsgabe.“ Am höchsten aber steht ihm Klopstock. „Klopstock ist ein wahrer Festschmaus für riesige Geister, steht in Hamerlings Tagebuch, kleinere Geister mögen ihn, da er allein zu scharf ist, mit leichtern und weichern Dekolten vermischen einnehmen. Er ist ein wahrer Kommentar zu den Werken Gottes.“ In gleiche Verzückung bringt ihn nur noch E. Th. A. Hoffmann, zu dem er sich von vornherein mit „magisch-sympathetischer“ Kraft hingezogen fühlt. Er erkennt ihn sofort als eine liebenswürdige, wunderbare Mischung von lebensfrischem Humor und tiefromantischer Sentimentalität, und ruft ihm nach der Lektüre von „Meister Floh“ zu: „Herzliebster Hoffmann! Da hast du ein Märchen geschrieben, das selbst im Lande der Feen für ein Märchen gelten mußte.“ Unter den zeitgenössischen Werken, die Hamerling in Massen verschlingt, befindet sich viel wertloser Tagesplunder, den heute niemand mehr kennt. Bezeichnend für die glutroten, sinnlich heißen Schilderungen in seinen spätern Epen ist nur seine Schwärmerei für Freiligrath, diesen „flammen-sprühenden Dämon,“ während man seine vorgebliche Liebe zu Uhland wohl nur als wehmütige Erkenntnis dessen, was ihm selber fehlte, fassen darf. Sonst müßte bei diesem unnaivsten aller modernen Dichter die Bewunderung

der „echten Volkstümlichkeit und Lebensfrische“ Uhlands gerade so unverstündlich sein wie sein späterer Ausspruch, in dem echten Volksliede sehe er den Gipfelpunkt aller Poesie, und breite, sogenannte Reflexionslyrik sei nie seine Sache gewesen!

Über Hamerlings erste Jugenddichtungen, von denen Rabenlechner viele neue zum erstenmale mitteilt, ist wenig zu sagen, soviel Aufhebens auch der enthusiastische Biograph davon macht. Die gereimten Fabeln, womit der Zwettkler Chorsänger anfing, sind keineswegs gewandt; die frommen Gedichte, noch die besten unter seinen damaligen poetischen Erzeugnissen, arbeiten fast ausschließlich mit den geläufigen, ins Geistliche verkehrten Naturvorstellungen, die dann und wann sogar an Brockes teleologische Wendungen erinnern, wie denn auch die Themata für die religiösen Befehlspoetien, die der Stifftzögling liefern mußte, aus dem sechzehnten oder siebzehnten Jahrhundert entnommen zu sein scheinen. Der eigentliche „Musendienst“ hob erst in Wien an. Am 19. Dezember 1844 meldet das Tagebuch: „Vollendete meinen Columbus!“ Natürlich ein Drama in fünffüßigen Jamben, ganz nach Luise Brachmanns bekannter Ballade, voller lyrischer Breiten, voller Monologe, bar aller Handlung und Charakteristik. Ein christliches Trauerspiel „Die Märtyrer,“ das zur Zeit Konstantins spielt, zeigt manchen glücklichen Fortschritt in Versifikation und Ausdruck, bleibt aber gleichfalls im lyrischen, melodramatischen oder epischen Element enstrecken, anstatt sich irgendwo zu dramatischer Spannung in der Handlung zu erheben. Der Grundton des Klosters zittert auch noch in den ersten lyrischen Erzeugnissen des Wiener Aufenthalts nach. Die Vergänglichkeit des Irdischen und das Glück des Jenseits sind immer wiederkehrende Töne, gern macht der Benediktinerzögling seine Gedanken anleihen bei der Bibel, und auch ein längeres Gedicht in Kanzenform, „Euthychia oder die Wege zur Glückseligkeit,“ muß trotz der bewundernswerten Formvollendung und der erhabnen Gedanken, die es durchwogen, mehr virtuosenhaft als künstlerisch genannt werden. In andern Dichtungen macht sich wieder der schon öfters beobachtete Zug zum Deutlichen und Sinnigen bemerkbar, der sich meist sogar ins Erklügelte und Frostige verliert. Auch die Gedichte, die Regiswinda galten, können, wie gesagt, kaum zur echten Poesie des Gefühls gerechnet werden. Sie fügen Bilder an Bilder geläufiger Vorstellungen und verschwimmen ins Allgemeine; bemerkenswert ist nur die beinahe fieberhaft keuchende Wollust der Phantasie, die sich an Häufungen und Steigerungen ihrer Darstellungsmittel nicht genug thun kann.

Zu Hamerlings Wiener Herzenskrisen gesellten sich im Herbst 1845 schwere Gewissenskämpfe. In nächtlichem Gebete spricht er dann dem gottseligen Thomas a Kempis nach: „Ich verlange dich innigst zu genießen, Gott, kann dich aber nicht erreichen.“ Ein heftiger Konflikt war in der Brust des Sechzehnjährigen ausgebrochen, ein ethischer Widerstreit zwischen Erdenglück

und Seelenfrieden. Als einen „Kampf zwischen thätigem und beschaulichem Leben, zwischen irdischem Bestreben und mystisch-asketischem Kult des Guten und Schönen, zwischen Weltgenuß und Weltentsagung,“ so hat der gereifte Mann später selbst diese innern Kämpfe bezeichnet. Das Ende dieses Ringens war eine völlige Niederlage aller klosterhaften Überbleibsel in Hamerlings Sittlichkeit und Anschauung: Frau Welt schlug die Askese und Mystik aus dem Felde. Aber diese jeelische Katastrophe war deshalb noch kein schroffer Abfall, keine brüste Lossagung von der Religion und ihrem Trost, wenn es dem Genesenden auch feststand, daß sich ihm nicht auf geistlichem Wege und in geistlicher Form das Göttliche offenbaren und der Beruf erfüllen sollte. Schade nur, daß die Welt noch immer grausam genug war, ihm ihren heißbegehrten Ersatz für die gestürzten Ideale vorzuenthalten.

Wo weilt die Seele, wie meine gestimmt? —  
Der Stern des dunkelnden Abends vernimmt  
Nicht meinen Wunsch; was dem Herzen gebriecht,  
Gewährt er mir nicht!

„In diesen Worten ist alles Weh meines Herzens ausgesprochen,“ so schreibt er am Ende seiner Wiener Periode ins Tagebuch, als er wieder in seiner Heimat durch Flur und Feld streift und den Atem der freien Natur zieht. — „Wenn ich nur einmal wüßte, ob die Mystik oder die Menschheit Recht hat. . . . Vielleicht kann ich als Mittler zwischen beiden auftreten!“ tröstet er sich in seinen aufreibenden Meditationen, aber wieder und wieder tönt: „Wo weilt die Seele, wie meine gestimmt?“ . . .

Wir sind zu Ende. Das war der junge Hamerling. Der junge —?



## Die Reform unsers Zeichenunterrichts

Von Konrad Lange



an fängt einen Artikel nicht gern mit sich selbst an, aber diesmal muß ich den Leser schon um die Erlaubnis dazu bitten. Seit etwa drei Jahren finde ich nämlich jede Woche oder wenigstens aller paar Wochen einmal morgens auf meinem Kaffeetisch irgend eine interessante Sendung, die sich auf Kinderspiel oder Kunstunterricht bezieht. Entweder ist es etwas litterarisches, ein Zeitungsartikel, ein Gymnasialprogramm, eine Antrittsvorlesung, oder die Post bringt mir einen Verbrauchsgegenstand, ein Bilderbuch, ein belehrendes Spiel-